



Rundbrief 2 / 2015



**Braunschweig
im Mai 2015 /
Ijar / Siwan 5775**

VERSTECKT KRIEG, ÜBERLEBEN UND BEFREIUNG U-Boote und stille Helden

Nur etwa 2000 Juden haben den Krieg im «Deutschen Reich» versteckt erlebt. Seit 2008 macht die «Gedenkstätte Stille Helden» in Berlin das Schicksal der Versteckten und ihrer Helfer greifbar.

Barbara Schieb, 6. Februar 2015

Bei der Erinnerung an die NS-Zeit ist das Haus Rosenthaler Straße 39 ein ganz besonderer Ort in Berlin-Mitte. Der Geschichte des Gebäudekomplexes neben den Hackeschen Höfen verpflichtet, haben hier gleich drei Institutionen ein Zuhause gefunden: das «Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt», die «Gedenkstätte Stille Helden» und der gemeinnützige Verein «Anne Frank Zentrum». Die drei Einrichtungen kooperieren - nicht zuletzt bei der Vermittlung ihrer speziellen Thematik an nachwachsende Generationen.

Die meisten Gedenkstätten in Deutschland greifen Verfolgung und Entrechtung, Haft und Mord auf. In der Rosenthaler Straße jedoch geschah damals etwas anderes. Hier richtete der Besen- und Bürstenfabrikant Otto Weidt 1939 für blinde und taubstumme Juden einen Arbeitsort ein, an dem sie menschlich behandelt wurden. Er wollte seine Arbeiter auch vor den

Deportationen schützen, die ab Oktober 1941 Juden «in den Osten» verschleppten. In den meisten Fällen gelang ihm dies jedoch nicht. Inge Deutschkron, die als sehende Sekretärin für Weidt arbeitete, überlebte im Untergrund, emigrierte nach Israel und war anschließend Korrespondentin einer israelischen Zeitung in Bonn. Als sie 1988 in das noch geteilte Berlin kam, besuchte sie den Hof der Rosenthaler Straße im Ostteil der Stadt und war beeindruckt, weil es dort fast so aussah wie damals 1945. Nach der Wende setzte sich die Journalistin mit großer Energie für die Erhaltung der Werkstatt ein. Mit Hilfe prominenter Freunde wie dem Publizisten Michael Naumann und dem damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau gelang es 2004, den Gebäudekomplex für die öffentliche Hand zu erwerben. So konnte unter der Regie der Gedenkstätte Deutscher Widerstand das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt entstehen. Es zeigt die damaligen Betriebsräume, aber auch einen verborgenen, fensterlosen Raum: das Versteck der Familie Horn. Sie wurde nach acht Monaten verraten und im Oktober 1943 nach Auschwitz deportiert.

Überleben im Untergrund

Damit ist ein Thema angesprochen, das im öffentlichen Bewusstsein über Jahrzehnte mit dem Namen Anne Franks verbunden war. Das ihr gewidmete Zentrum ist seit 2002 an der Rosenthaler Straße zuhause. Drei Jahre später begannen vier Historikerinnen hier unter der Regie der «Gedenkstätte Deutscher Widerstand» mit der Entwicklung der



«Gedenkstätte Stille Helden», die im Oktober 2008 eröffnet wurde. Seither zeigen dort Medientische und Vitrinen auf 200 Quadratmetern Geschichten versteckter Juden und ihrer Helfer. In einem dritten Raum ist an Computern eine Datenbank mit den Kurzbiografien von fast 800 Verfolgten und Helfern einsehbar. Das Projekt ergänzt diese

Informationen laufend. So werden hier die sehr unterschiedlichen Geschichten von Hilfe und Rettung während der Nazizeit greifbar. Die Forschung vermutet, dass 5000 bis 7000 Juden in Deutschland im Untergrund überleben wollten. Doch dies gelang nur etwa 2000 von ihnen. Als Heimat der größten jüdischen Gemeinde war Berlin der weitaus wichtigste Zufluchtsort. Das NS-Regime untersagte im Oktober 1941 die Auswanderung. Nun begann die Deportation der noch in Deutschland lebenden Juden. Dass «im Osten» der Tod in Ghettos und Vernichtungslagern war-

tete, drang 1942 allmählich als Gerücht nach Berlin. Während das Regime die Deportationen im Reichsgebiet im Sommer 1942 abgeschlossen hatte, lebten in Berlin noch zahlreiche Juden, darunter vor allem in der Rüstungsindustrie zur Zwangsarbeit verpflichtete. Sie fanden daher mehr Zeit, ihre Rettung ins Werk zu setzen.

Juden, die sich vor der Deportation schützen wollten, suchten Helfer. Sie benötigten ein Dach über ihrem Kopf, Papiere zu einer neuen, «arischen» Identität und vor allem Zugang zu Lebensmitteln. Die Familie des Arztes Arthur Arndt in Berlin-Kreuzberg fand Anni Gehre und ihren Mann Max. Die ehemalige Patientin war dem Arzt so dankbar, dass sie sofort versprach, Arndt in ihrer Wohnung zu verstecken. Für die anderen Familienmitglieder suchte das Paar in seinem Bekanntenkreis ebenfalls nach Unterkünften. Arthur Arndt konnte bei den Gehres bis zur Kapitulation Berlins am 2. Mai 1945 überleben.

Unterschiedliche Geschichten

Die «Gedenkstätte Stille Helden» zeigt die komplexe Geschichte der siebenköpfigen Familie. Mit überstürzten, durch Bombenangriffe und Spitzel erzwungenen Ortswechsellern, ist sie für das Schicksal von Untergetauchten und ihren Helfern typisch. Hilfe kam öfters völlig unerwartet von Unbekannten, die über Freunde von der Notlage der Flüchtlinge erfahren hatten. Tochter Ruth und Mutter Lina Arndt kamen beispielsweise für einige Monate im Haushalt der spanischen Diplomatenfamilie Santaella in Berlin unter - die Mutter als Köchin, die Tochter als Kindermädchen. Dort fühlten sich die Jüdinnen sicherer als an manch anderen Orten. Das Besorgen von Lebensmitteln war besonders schwer. Einkäufe waren nur aufgrund passender Rationsmarken möglich. Die «U-Boote», wie sie sich selber nannten, mussten sehr erfinderisch sein und neben dem Lügen auch das Stehlen lernen.

In Berlin haben rund 1900 Juden im Untergrund überlebt, und in keiner anderen deutschen Stadt mehr als 50. Dies bedeutet, dass ungefähr zwei Drittel der Flüchtlinge entdeckt wurde oder unerkannt etwa bei Bombenangriffen starb. Obwohl die Gedenkstätte weiter nach Helfern sucht, wird ihre Zahl immer im Dunkeln bleiben. Manches «U-Boot» benötigte nur eine helfende Person, während andere bis zu 80 Helfer bis zur Befreiung zählten.

Kamen im Durchschnitt zehn Unterstützer auf jeden Flüchtling, so ergäbe das 20 000 Helfer alleine in Berlin. Dabei sind die von den NS-Behörden entdeckten Flüchtlinge, die ja ebenfalls Helfer hatten, noch nicht mitgerechnet. Die Gedenkstätte geht von einigen 10 000 Helfern aus. Diese Zahl klingt sehr hoch, bewegt sich aber auf die damalige Bevölkerung des

«Deutschen Reiches» von 80 Millionen gerechnet dennoch im Promillebereich.

Die Gedenkstätte präsentiert einzelne, sehr unterschiedliche Geschichten - unterlässt jedoch eine Interpretation. Die Besucher sind natürlich neugierig auf die Motive von Helfern, die ihr Leben riskiert haben. Die Exponate sind deshalb so angelegt, dass sich Besucher Erklärungen selber erschließen. Das kann spannend wie ein Krimi sein. Mitunter liegen die Motive nahe. Da halfen ehemalige

Nachbarn, Kollegen oder Freunde. Es halfen Pfarrer, oppositionelle Sozialdemokraten und Kommunisten, aber auch ganz normale Hausfrauen und Geschäftsinhaber. Andere Unterstützer waren Prostituierte und Künstler. Auch Beamte und Staatsangestellte oder Soldaten traten als Helfer auf, doch nur in einem sehr begrenzten Umfang.

Generell hatten Menschen, die Hilfe für Juden im Untergrund riskierten,



nur wenig gemeinsam. Aber sie lehnten die NS-Rassenideologie und den Krieg ab und sahen in den ausgegrenzten Juden Menschen wie sich selber. Hinzu kam, dass Helfer das NS-Regime als Unrechtsstaat erkannten. Sie wussten meist nichts über den Völkermord an den Juden. Aber sie sahen, dass die Juden aus der Gesellschaft gedrängt wurden. Helfer haben eigenständig gedacht und entsprechend gehandelt. Dafür steht die Aussage des Nazi-Gegners Max Köhler in dem Buch «Überleben im Verborgenen» von Barbara Lovenheim: «Wenn die Nazis mich schon umbringen, weil ich einen Juden verstecke, dann kann ich ebenso gut auch zwei verstecken.»

Köhler nahm schließlich sechs der sieben Mitglieder der Familie Arndt auf. Sein schlichter Gedanke ließ ihn über sich selbst hinauswachsen.

So staunen die Besucher der «Gedenkstätte Stille Helden» nicht zuletzt über den Mut und die Bescheidenheit der Menschen, die Juden im Untergrund Hilfe leisteten. Wer heute in die Rosenthaler Straße 39 kommt, kann lernen, dass auch unter der Naziherrschaft eine Verweigerung möglich war und Deutsche nach eigenen, moralischen Kategorien zu leben versuchten.

Barbara Lovenheim: «Überleben im Verborgenen: Sieben Juden in Berlin», Siedler-Verlag, Berlin 2002.

Barbara Schieb ist Historikerin an der «Gedenkstätte Deutscher Widerstand» und der «Gedenkstätte Stille Helden» in Berlin. www.gedenkstaette-stille-helden.de

Aus: **tachies** Das jüdische Wochenmagazin

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.
Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00 / BIC NOLADE2HXXX)
Kontonummer 7030802 / IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der

14. Juli 2015

Bibel-Streit: Der Gott des Gemetzels

Aus: *Frankfurter Allgemeine*

Ein Theologieprofessor fordert die Abschaffung des Alten Testaments. In seiner Fakultät in Berlin bekriegt sich inzwischen das Kollegium öffentlich. Selbst vor Nazi-Vergleichen wird nicht zurückgeschreckt.

21.04.2015, von Reinhard Bingenier, Hannover

In einem Lehrbuch zur Kirchengeschichte heißt es über Marcion, er sei „der große Ketzler der Alten Kirche“ gewesen. Grundlage dieses Urteils ist die von Marcion Mitte des zweiten Jahrhunderts vertretene Auffassung, dass man es im Neuen Testament und im Alten Testament (AT) mit zwei verschiedenen Göttern zu tun habe. Radikal trennte Marcion den liebenden Erlösergott des Neuen Testaments vom alttestamentlichen Schöpfergott, den er als kalten Demiurgen beschreibt.

Von dieser Einsicht geleitet, zog Marcion mit der Forderung durch die antike Welt, das AT aus der Kirche zu verbannen. Marcion fand viele Anhänger. Die Marcioniten bildeten eine Großkirche, und es fehlte gar nicht viel und sie hätten sich gegen jene Strömungen durchgesetzt, die am AT sowie der Einheit Gottes festhielten. In Lehrbüchern würde Marcion dann womöglich als bedeutender Kirchenlehrer statt als Erzketzer vorgestellt.

Wie offen die weitere Entwicklung des Christentums im zweiten



Altes Testament: Charlton Heston als Moses in der Verfilmung von 1956

© Picture-Alliance

Jahrhundert tatsächlich gewesen ist, hat erst die moderne Kirchengeschichte herausgearbeitet. Im Fall Marcions hat sich darum insbesondere der Kirchenhistoriker Adolf von Harnack verdient gemacht, der von 1888 bis 1924 Ordinarius an der heutigen Humboldt-Universität (HU) war und lange das unbestrittene Glanzstück ihrer theologischen Fakultät. Harnack war nicht nur Kirchenhistoriker, sondern auch Ratgeber von Kaiser und Reichskanzler sowie Gründungspräsident der heutigen Max-Planck-Gesellschaft.

Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung

Aus Harnacks berühmtem Buch über Marcion von 1921 dürfte den Theologiestudenten im Laufe ihres Studiums zumindest dieser Satz begegnen: „...das AT im 2. Jahrhundert zu verwerfen, war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im 16. Jahrhundert beizubehalten, war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem 19. Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung.“

Präsentiert wird diese Aussage Harnacks den künftigen Pfarrern meist als Beleg dafür, welch kurze geistige Wegstrecke zurückzulegen war, um von einem großbürgerlichen Kulturprotestanten wie Harnack (dessen Sohn 1944 als Widerstandskämpfer hingerichtet wurde) zu den nazistischen

Irrlehren der Deutschen Christen zu gelangen, die 1933 auf ihrer berüchtigten Sportpalastkundgebung tatsächlich die Abschaffung des AT beschlossen. Nicht zuletzt aufgrund dieses Vorkommnisses hat die Theologie nach 1945 damit begonnen, ihre Traditionsbestände gründlich auf antijudaistische Denkfiguren zu durchleuchten.

Die Bemühungen führten sogar dazu, dass christliche Exegeten heute häufig nicht mehr vom „Alten Testament“ sprechen, sondern stattdessen von der „hebräischen Bibel“. Es dürfte in der jüngeren Vergangenheit fast unmöglich gewesen sein, in der evangelischen Theologie und erst recht in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) auch nur einen ernstzunehmenden Gesprächspartner ausfindig zu machen, der Harnacks Forderung nach einer Dekanonisierung des AT teilt.

Altes Testament: Zeugnis einer Stammesreligion

Doch nun ist genau dieser Fall eingetreten: Ein deutscher Theologieprofessor wagt sich mit dem Vorschlag hervor, dass die Bücher von der Genesis bis zu Maleachi nicht länger als Teil der schriftlichen Offenbarung des Christentums gelten sollen. Und diese Forderung kommt auch nicht aus irgendeinem Institut in einer Kleinstadt, die zwar über eine Universität, aber nicht über einen Autobahnanschluss verfügt. Nein, die Forderung wird erhoben von Notger Slenczka, Inhaber des Dogmatik-Lehrstuhls an der Berliner Humboldt-Universität.

In einem Aufsatz hat Slenczka seiner Zunft vorgeworfen, Harnacks Auffassungen über das Alte Testament allzu oft bloß verkürzt wiederzugeben. Keineswegs habe Harnack das Alte Testament geringgeschätzt. Er habe lediglich in Zweifel gezogen, dass es „kanonisch“ in dem Sinne sei, dass man aus ihm „das Wesen des Christentums“ erkennen könne. „Das AT insgesamt ist für Harnack Zeugnis einer ethnisch gebundenen Stammesreligion, die in ihren spätesten Zeugen über diese Partikularität hinausgeführt wird; die Universalität des Religiösen ist aber erst in Jesus von Nazareth erfasst und wird im Laufe der Christentumsgeschichte ausgearbeitet“, argumentiert Slenczka.

Ein handfester theologischer Skandal

Vor dem Hintergrund des christlich-jüdischen Dialogs, an dem sich auch Slenczka selbst beteiligt hat, spitzt er seine These für die Zeit nach 1945 dann noch einmal zu: Wenn die christlichen Exegeten heute fast einhellig der traditionellen Deutung widersprechen, das Alte Testament als Verheißung Christi zu interpretieren, dann sei damit nach 1945 ein weiteres

Argument für dessen kanonische Geltung entfallen.

Was ist dann am AT eigentlich noch spezifisch christlich, fragt Slenczka und behauptet: Niemand traue sich an diese Frage, doch sei es im kirchlichen Leben „faktisch so, dass wir den Texten des AT in unserer Frömmigkeitspraxis einen minderen Rang im Vergleich zu den Texten des NT zuerkennen“.

Vorgetragen hat Slenczka seine Auffassung bereits 2013 bei einer Tagung. In der Folge erntete er reichlich kollegialen Widerspruch, doch die Sache entwickelte sich zunächst nicht zum Politikum. Das hat sich geändert, seit der hessische Pfarrer Friedhelm Pieper in einer Stellungnahme „ein merkwürdiges Schweigen um einen handfesten theologischen Skandal im gegenwärtigen deutschen Protestantismus“ anprangert.

Pfarrer distanziert sich von Professor

Pieper, der den etwas umständlichen Titel „Evangelischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ trägt, hält Slenczkas Forderung für eine „Neuaufgabe des protestantischen Antijudaismus“ und für eine „Kehrtwende in die theologischen Sackgassen des letzten Jahrhunderts“. Und Micha Brumlik, emeritierter Frankfurter Erziehungswissenschaftler jüdischen Glaubens, der Slenczka persönlich schätzt, wertet dessen Aufsatz als Beleg dafür, dass sich in der evangelischen Theologie „ein neuer theologischer Antijudaismus“ breitmache.

Mittlerweile spitzt sich die Auseinandersetzung Tag für Tag weiter zu. Mitte vergangener Woche distanzierten sich fünf Professoren der Berliner Theologischen Fakultät öffentlich von Slenczka. Seine Thesen zum AT seien „historisch nicht zutreffend und theologisch inakzeptabel“. Man werde „keine Zweifel daran lassen, dass das Alte Testament in gleicher Weise wie das Neue Testament Quelle und Norm der evangelischen Theologie ist und bleiben wird“.

Offene Feindseligkeit am Lehrstuhl

Slenczka reagierte darauf nun seinerseits mit einer „Öffentlichen Antwort“ und schob auch gleich noch einen Text mit dem Titel „18 Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Diskussion unter den Berliner Theologen“ hinterher. Insbesondere einen Unterzeichner geht Slenczka dabei hart an: den Altkirchenhistoriker Christoph Marksches.

Dieser habe ihn in einer Fakultätsratsitzung mit dem

nationalsozialistischen Neutestamentler Johannes Hempel in eine Reihe gestellt. Hinzugefügt werden sollte, mit welchem Kollegen Slenczka sich hier öffentlich anlegt: Markschieß verfügt über eine Ämterfülle wie einst Harnack: Er war Präsident der Humboldt-Uni, ist Träger des Leibniz-Preises, wirkt als Beiratsvorsitzender in der Thyssen-Stiftung und sitzt in der EKD der Kammer für Theologie vor.

Auf die Frage eines Studenten, warum Markschieß nicht auf Slenczkas Forderung nach einer öffentlichen Disputation über die Kanonizität des AT eingehe, antwortete Markschieß: „Über solche Thesen diskutiert man so wenig wie über die These, dass die Erde doch eine flache Scheibe ist.“ Diese Tonalität, auch das sollte hinzugefügt werden, resultiert nicht nur aus dem Streit über das AT. Spätestens seit dem Streit über die Neubesetzung der Ethik-Professur ist die Stimmung an der Berliner Fakultät von offener Feindseligkeit geprägt.

Renommierter Judaist drohte mit Rücktritt

Ein Teil der Fakultät wollte den renommierten Heidelberger Ethiker Klaus Tanner berufen, doch Slenczka verhinderte dies mit Hilfe eines schriftlichen Sondervotums. Stattdessen erhielt nun der Erlanger Ethiker Peter Dabrock den Ruf. Ein mit der Lage Vertrauter berichtet, Slenczka habe sich derart ins Abseits manövriert, dass es für ihn in Berlin, obzwar einige Kollegen sich mit ihm solidarisieren, keine Aussicht mehr auf gedeihliche Zusammenarbeit gebe.

Doch ein von Slenczka angestrebter Wechsel nach Leipzig habe sich bereits wegen seiner Thesen zum AT zerschlagen. Für Slenczka ist die Lage verfahren, und die Stellungnahme seiner Kollegen hat sie nicht eben verbessert. Sie argumentieren, um von der Fakultät Schaden abzuwenden, habe man Slenczka öffentlich widersprechen müssen. Das öffentliche Bekenntnis zum AT sei spätestens dadurch unabdingbar geworden, dass Peter Schäfer, einer der weltweit renommiertesten Judaisten, mit der Niederlegung seiner Gastprofessur an der Fakultät drohte.

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

«HAARETZ»

Von Frankfurt nach Jerusalem - Heimat aus Papier

Orientiert an der «Frankfurter Zeitung» und journalistisch auf der Höhe der «New York Times», bleibt «Haaretz» weiterhin Pflichtlektüre für israelische Eliten und politisch Interessierte weltweit. Ideologisch und finanziell steht das linke Traditionsblatt jedoch zunehmend auf einsamem Posten.

VON GISELA DACHS



Die «Haaretz» ist die älteste Zeitung in Israel.

Zionistische Pioniere aus Russland haben sie 1919 gegründet, unter ihnen der Revisionistenführer Ze'ev Jabotinsky.

1935 erwarb sie der prominente Berliner Kaufhausbesitzer Salman Schocken, der vor den Nazis

nach Palästina geflüchtet war. Ihm schwebte eine Art hebräische Version der «Frankfurter Zeitung» vor, so wie es sie damals vor dem Krieg gegeben hatte: ein Qualitätsblatt, nüchtern im Ton, analytisch und mit einem ausgeprägten Sinn für Kultur. Das Unternehmen war als Familienbetrieb angelegt und sollte es auch bleiben. Fast 50 Jahre - bis zu seinem Tod 1990 - war Salman Schockens Sohn Gershom (ursprünglich Gustav) Chefredaktor. Danach übernahm dessen Sohn Amos die Geschäfte. Er ist der heutige Herausgeber und Besitzer.

Konstant über die Jahre blieb auch eine grundsätzlich kritische Haltung der Tageszeitung, die zu ihrem Markenzeichen geworden ist. Golda Meir formulierte das einmal so: Die einzige Regierung, die «Haaretz» je unterstützt habe, sei das Britische Mandat gewesen. «Haaretz» (wörtlich: «das Land») wird von manchen Stammlesern gerne als wahre Heimat bezeichnet; gemeint ist die Opposition von links, säkular, aufgeklärt und - elitär. Was die Frage aufwirft nach ihrer Relevanz in einer Gesellschaft, die in den letzten Jahren immer mehr nach rechts gerückt ist. Sicher aber ist: «Haaretz» wird nach wie vor von wichtigen Leuten und an wichtigen Stellen gelesen; auch von jenen, die die Zeitung nicht mögen.

Die Print-Krise

Wer heute das Redaktionsgebäude durch den Haupteingang in der Salman-Schocken-Straße betritt, trifft immerhin visuell auf ein breites politisches Spektrum. Den Eingang dekorieren Ölgemälde von Persönlichkeiten aus dem ganzen Spektrum der israelischen Politik. Daneben hängen gerahmte Bildschirme mit der digitalen Ausgabe der hebräischen Tageszeitung. Gedruckt wirkt «Haaretz» eleganter als die anderen großen Tageszeitungen im Land, die Buchstaben sind kleiner, die Bilder zwar längst auch farbig, aber immer noch weniger schrill als bei der Konkurrenz.

Seit drei Jahren ist Aluf Benn Chefredaktor, als Journalist aber schreibt er schon seit 1989 für die Zeitung. In der folgenden Dekade profitierte «Haaretz» nicht nur wirtschaftlich vom Aufschwung, der mit dem Friedensprozess einherging, auch inhaltlich stimmte der Redaktionskurs mit dem Mainstream überein. „<Haaretz> war immer für Diplomatie statt Gewalt, gegen die Besatzung“, sagt Benn. Zu den Werten, die von der Redaktion verfochten würden, gehörten mittlerweile auch die Integration der arabischen Identität ins israelische Kollektiv, die Rechte der afrikanischen Flüchtlinge, die in den letzten Jahren ins Land geströmt sind. Am 60. Unabhängigkeitstag des Staates veröffentlichte Schocken einen Artikel, in dem er vorschlug, die Nationalhymne so abzuändern, dass sich auch die arabischen Staatsbürger Israels damit identifizieren könnten. Wie überall sonst in der Welt kämpft man mit der Printkrise. Mit einer abgespeckten Redaktion versucht Benn die journalistischen Standards zu wahren und lotet aus, welche neue Leserschaft sich im Internet erschließen lässt. Im Visier hat er dabei die jüngere Generation, Frauen und Smartphone-Konsumenten. Alles keine traditionellen «Haaretz»-Leser. Vor zwei Jahren entließ der Verlag über 100 Angestellte. Jetzt sind es immerhin noch 300, einschließlich der Redaktion der 2004 eingeführten Wirtschaftsbeilage «The Marker», die es auch getrennt zu kaufen gibt. Deren Leser sind jünger und mindestens so interessiert an High-Tech-Entwicklungen wie am Konflikt mit den Palästinensern. «The Marker»-Chefredaktor Guy Rolnik hat sich einen Namen gemacht mit seinem Kampf gegen israelische Großunternehmen, die er als hauptverantwortlich sieht für die wachsende Wohlstandskluft im Land.

Ideologische Grabenkämpfe

Die verkaufte Auflage von «Haaretz» liegt bei 60 000 Exemplaren unter der Woche und 100 000 am Wochenende. Das ist ein Bruchteil der Auflage von «Yediot Achronot» und dem Gratisblatt «Israel Hajom». Die hebräische Online-Ausgabe von «Haaretz» verzeichnet aber zwei bis drei Millionen Einzelbesuche im Monat, die englische Ausgabe sogar drei bis

sechs Millionen. „Wenn Krieg herrscht“, sagt Aluf Benn, „sind es immer mehr.“

In solchen Zeiten verschärft sich das Klima in der Redaktion. Die Mitglieder stimmen dann nämlich nur bedingt mit ihrem Herausgeber Schocken überein, wenn dieser wütende Leser einfach mit dem Satz abspeist: „Es sieht so aus, als wäre <Haaretz> eben nichts für Sie.“ Der frühere Chefredaktor Hanoach Marmari erzählt, dass es „Amos nicht gefallen hat, dass ich weniger radikal war als er“. «Haaretz» habe das Talent und die Begabung der «New York Times», sagt Marmari, der während der Zweiten Intifada am Ruder war, aber manchmal würde sie sich bis zur Irrelevanz marginalisieren. „Während der schlimmsten Terroranschläge hatten die Leute wirklich große Angst. Ich musste der Redaktion sagen, dass wir nicht nur die Toten und Verletzten zählen und die Palästinenser betrauern können. Wir mussten doch auch Empathie gegenüber den Israeli zeigen, egal, wer Recht gehabt haben mag.“

Auch im jüngsten Gaza-Krieg vom Sommer 2014 wurde «Haaretz» fehlender Patriotismus vorgeworfen. Gideon Levys Kommentar über israelische Piloten, die komfortabel von ihrem Cockpit aus per Knopfdruck Bomben abfeuerten, ohne sich die Konsequenzen aus der Nähe ansehen zu müssen, löste eine massive Welle von Abbestellungen aus. Die Redaktion ließ den Autor vorübergehend unter Personenschutz stellen. Aluf Benn verteidigt Levys Text im Namen der

Meinungsfreiheit, die in Israel nicht selbstverständlich sei: „Es gibt keine Gesetze, die sie verankert, das Wohl des Staates ist wichtiger.“ Er betont aber auch, dass weder Regierung noch Armee versucht hätten, die Berichterstattung einzuschränken. Es seien die Leser gewesen, die dem Blatt vorwarfen, die Kampfmoral der Soldaten zu untergraben und den Imageschaden im Ausland beklagten. Die Frage nach der unvermeidlichen Außenwirkung solcher Texte, die ja dann besonders gern von Israel-Kritikern ins Feld geführt würden, kontert Benn mit dem Hinweis, dass er „nicht verantwortlich“ sei für die israelische Informationspolitik im Ausland. „In Iran oder in Syrien gibt es keine Gideon Levys“, fügt Benn hinzu.

Andere Themen für Amerikaner

Dass «Haaretz» längst auch auf Englisch erscheint, macht die Zeitung weit über die Grenzen Israels hinaus einflussreich. Der Live -Blog während des Gazakriegs 2012 trug der Publikation eine Auszeichnung des World Media Summit ein, einen Global Award for Excellence. Seit 1997 erscheint eine kleine englische Ausgabe als Beilage der «International Herald Tribune», die mittlerweile zur «International New York Times» geworden ist. Da

diese Artikel auch Online erscheinen, wird «Haaretz» nicht nur vielerorts im Westen, sondern auch in der arabischen Welt gelesen. Die englische Ausgabe aber ist keine Kopie der hebräischen «Haaretz», sondern setzt zum Teil andere Schwerpunkte. Also weniger Milchpreise und Schulsystem, dafür mehr über religiöse Strömungen in Israel. „Das Neueste über die Reformbewegung oder Masorti-Gemeinden - das interessiert die hebräische Leserschaft nicht“, sagt Aluf Benn. Die amerikanischen Leser hingegen schon.

«Haaretz» ist aber auch internationaler in der Geschäftsstruktur geworden. 2006 verkaufte Schocken 25 Prozent der Anteile an die deutsche Verlagsgesellschaft M. DuMont Schauberg. Benn betont, der Verlag mit Nazivergangenheit, der heute unter anderem den «Kölner Stadtanzeiger» herausgibt, habe nie versucht, inhaltlich Einfluss zu nehmen: „Sie lassen uns in Ruhe. Sie können uns nicht lesen und wir sie nicht.“ Nur einmal, als es um Ausgrabungen ging, die in Köln jüdische Stätten zutage förderten, habe man von dort den Kontakt zu «Haaretz» gesucht. 2011 erwarb dann der israelisch-russische Geschäftsmann Leonid Nevzlin 20 Prozent der Anteile der «Haaretz»-Gruppe, 15 Prozent übernahm er dabei von der Familie Schocken, fünf Prozent von M. DuMont Schauberg.

Fest steht: Als eine Zeitung, die in Israel nie eine hohe Auflage hatte und dabei stets lediglich an dritter oder vierter Stelle rangierte, verfügt «Haaretz» nach wie vor über Gewicht und Einfluss, die beide weit über diese bloßen Zahlen hinausgehen.

Gisela Dachs ist Israel-Korrespondentin der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit».

Aus: aufbau Dezember 2014/Januar 2015

NOTABENE

„Leider gibt es, 70 Jahre nach der Shoa, einzelne Bezirke in deutschen Städten, in denen das Tragen einer Kippa oder einer Halskette mit Davidstern als Provokation empfunden wird und der Grund für Angriffe sein kann.“

Mit dieser beschämenden Bestandsaufnahme ging Josef Schuster, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, in den vergangenen Wochen in die Öffentlichkeit. Im Inforadio des rbb dachte Schuster dann zudem laut darüber nach, „ob es tatsächlich sinnvoll ist, sich in Problemvierteln, in Vierteln mit einem hohen muslimischen Anteil als Jude durch das Tragen der Kippa zu erkennen zu geben“.

Dabei verwies Schuster ausdrücklich auch auf Berlin.

• Das wollte die Berliner Lokalpolitik nicht unkommentiert lassen: Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller sagte der Berliner Morgenpost, er bedauere Schusters Einschätzung, teile diese aber nicht. „Ich nehme das so nicht wahr.“

Wann ist Müller das letzte Mal mit einer Kippa durch Neukölln gelaufen?

• Berlins Integrationssenatorin Dilek Kolat zeigte sich ebenfalls skeptisch. Eine Konzentration antijüdischer Taten auf muslimisch geprägte Bezirke Berlins lasse sich statistisch nicht erkennen, sagte sie dem rbb. Kolat räumte zwar ein, dass die Zahl der Angriffe auf jüdische Mitbürger in Berlin gestiegen sei. Allerdings seien sieben von acht antisemitischen Gewalttaten von Rechtsradikalen verübt worden. „Wir haben ein Problem“, sagte Kolat, doch lasse sich dieses „eindeutig nicht auf muslimische Berliner fokussieren“.

Aber ist es nicht sekundär, von wem sich die Juden in Deutschland bedroht fühlen? Schlimm genug, dass es überhaupt wieder so weit gekommen ist: Die Leiterin der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Christine Lüders, bezeichnete es als „unerträglich“, wenn Juden darüber nachdenken müssen, ob sie ein sichtbares Zeichen ihres Glaubens öffentlich tragen können.

Aus: Zeitzeichen 4 / April 2015

☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine

Gesprächskreis

**☞☞ St. Albertus Magnus Gemeinde in der Brucknerstr. 6,
38106 Braunschweig**

die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr, und zwar am

16. Juni 2015 und 21. Juli 2015

(Themen standen zum Redaktionsschluss noch nicht fest)

☹ Im August macht der Gesprächskreis Sommerpause. ☹

!!! A C H T U N G !!! !!! A C H T U N G !!! !!! A C H T U N G !!!

**Nach der Sommerpause trifft sich der Gesprächskreis dann
wieder am 15. September**

15. September 2015



„Templer im Heiligen Land“

Sie haben ihre Spuren im heutigen Israel hinterlassen: Die aus Württemberg ausgewanderten Templer.

In Palästina betrieben die Templer Landwirtschaft in ihren Siedlungen und bauten sich Häuser im europäischen Stil. Sie hatten ihre eigenen Schulen und kulturellen

Einrichtungen. Sie waren nicht nur in der Landwirtschaft erfolgreich, sondern auch im Straßenbau, in Handwerksberufen sowie im Handel. Die Pietisten etablierten den Weinanbau, schufen Krankenhäuser - doch nach dem Zweiten Weltkrieg mussten sie als „fünfte Kolonne“ der Nazis das Land verlassen.

Diakon Siegfried Graumann informiert über ein Kapitel deutsch-palästinensischer Geschichte, das in Sarona / Tel Aviv wieder lebendig wird.



DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT DER GESELLSCHAFTEN FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT E. V.

MICHA BRUMLIK ERHÄLT BUBER-ROSENZWEIG-MEDAILLE 2016

Der Erziehungswissenschaftler Professor Dr. Micha Brumlik erhält im Rahmen der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit 2016 in Hannover die Buber-Rosenzweig-Medaille für seine Verdienste im christlich-jüdischen Dialog. Dies teilten Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates im Rahmen der diesjährigen Mitgliederversammlung seiner mehr als 80 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit am Sonntag, dem 10. Mai 2015, in Bonn mit.

Mit der Auszeichnung wird Brumliks jahrzehntelanger wissenschaftlicher, publizistischer und pädagogischer Einsatz für eine Verständigung zwischen Juden und Christen in Deutschland geehrt. Als ausgewiesener Kenner sowohl der jüdischen wie auch christlichen Geschichte, Kultur und

Religion hat er mit seinen religionsphilosophischen und journalistischen Beiträgen dem gegenseitigen Verständnis von Juden und Christen wesentliche Impulse gegeben. Sein unermüdliches Engagement in jüdischen wie christlichen Gemeinden, auf Kirchentagen, bei nationalen und internationalen Konferenzen und in interreligiösen Gesprächskreisen beförderte die Begegnung zwischen Juden und Christen maßgeblich.

Als Intellektueller mischt er sich kritisch und pointiert in gesellschaftspolitische Debatten ein. Als liberal-religiöser Jude demonstriert er dadurch exemplarisch, dass Religiosität und Vernunft, religiöse Identität und demokratisches Selbstverständnis nicht in Widerspruch zueinander stehen, sondern auf inspirierende und fruchtbare Weise einander ergänzen können.

Das **Jahresthema 2016** der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit lautet:

"UM GOTTES WILLEN"

Das Jahresthema soll die neuerliche Präsenz des Religiösen in der säkularen modernen Gesellschaft zur Debatte stellen. Mit seinem gesellschaftspolitischen Engagement und seinem dialogischen Denken verkörpert der Preisträger, Professor Dr. Micha Brumlik, dieses Jahresthema auf vorbildliche Weise.

Die Buber-Rosenzweig-Medaille wird im Rahmen der feierlichen Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 6. März 2016 in Hannover überreicht.
Bad Nauheim, 11. Mai 2015

Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Hintergrund:

Der Deutsche Koordinierungsrat vertritt als bundesweiter Dachverband die mehr als 80 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland auf nationaler und internationaler Ebene. Er ist größtes Einzelmitglied im Internationalen Rat der Christen und Juden (ICCJ), in dem 32 nationale Vereinigungen für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit vertreten sind.

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat der 83 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.